basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

# Aus Briefen Theodor Fröhlichs an Abel Burckhardt und Wilhelm Wackernagel

Autor(en): Edgar Refardt

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1945

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/5e16b269-7036-47dc-9f00-a0e78501e0c6

**Nutzungsbedingungen**
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

**Haftungsausschluss**
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
**https://www.baslerstadtbuch.ch**

# Aus Briefen Theodor Fröhlichs an Abel Burckhardt und Wilhelm Wackernagel

**Mitgeteilt von Edgar Refardt**

Die Empfänger der nachfolgenden Briefe sind in Basel nicht vergessen: der Basler Pfarrer und spätere Oberst-helfer Abel Burckhardt (1805—1882), der Verfasser der «Bilder aus der Geschichte von Basel» und mehrerer Neujahrsblätter, der Dichter der bekannten Kinderlieder, aber auch der schwungvollen Verse «Was brausest du mein junges Blut», und der Berliner Germanist Wilhelm Heinrich Wackernagel (1806—1869), seit 1833 Lehrer am Basler Gymnasium und bald darauf gleichzeitig ordentlicher Professor an der Universität, dessen Lehrtalent noch Spitteler gepriesen hat, und Gründer der Mittelalterlichen Sammlung, aus der unser Historisches Museum hervorgegangen ist. Völlig vergessen dagegen war der Name des Briefschreibers, des Musikers Theodor Fröhlich aus Brugg (1803—1836), bis in neuerer Zeit seine handschriftlichen Kompositionen aufgefunden wurden und das wenige, das er veröffentlicht hat, gesammelt werden konnte. Diese jetzt der Oeffentlichen Bibliothek der Universität Basel übergebenen Werke haben die Aufmerksamkeit der schweizerischen Musikwissenschaft erregt, und Fröhlich ist heute als einer der wenigen schweizerischen Frühromantiker anerkannt, bedeutsam durch Fülle und Wert seines Schaffens.

Burckhardt, Wackernagel und Fröhlich studierten in den 1820er Jahren in Berlin und schlossen dort Freundschaft. In einer «Namenlosen Gesellschaft» kam man jede zweite Woche einmal zusammen, in einer Zeitung «Stafette» ließ man Aufsätze, Theaterkritiken und Gedichte

erscheinen; Rudolf Wackernagel erzählt davon in der Biographie seines Vaters Wilhelm. Im Herbst 1828 siedelte Wackernagel nach Breslau über, Burckhardt wurde 1829 Vikar in Lohn und 1830 Gemeinhelfer in Basel. Fröhlich übernahm im Sommer 1830 die Stelle eines Musiklehrers in Aarau, Wackernagel, der 1830 nach Berlin zurückgekehrt war, wurde 1833 nach Basel als Lehrer am Pädagogium berufen; 1837 wurde er Basler Bürger.

Im Jahre 1836 bricht der Briefwechsel der Freunde jäh ab: am 16. Oktober dieses Jahres hatte Theodor Fröhlich seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht. Der auf ihm lastende Druck einer völligen künstlerischen Vereinsamung, den seine letzten Briefe zu erkennen geben, untergrub seinen Lebensmut, und ein Zusammentreffen der peinlichsten Verhältnisse steigerte, nach einer Andeutung seines Bruders, den schon lange keimenden Lebensüberdruß zum letzten Entschluß. Damit war eine hoffnungsfrohe Laufbahn zerstört, zugleich aber auch das bereits geschaffene Lebenswerk vernichtet. Denn niemand fand sich, der die zahlreichen handschriftlichen Kompositionen prüfen und verwerten wollte, und wir müssen froh sein, daß dieser Nachlaß, wenn auch teilweise in Staub und Schmutz vergraben, fast restlos überhaupt erhalten geblieben ist.

Eine Gesamtausgabe der Briefe Theodor Fröhlichs wird gegenwärtig vorbereitet; auch die Briefe Wilhelm Wackernagels sollen darin aufgenommen werden, diejenigen Abel Burckhardts sind leider nicht mehr vorhanden. Die nachfolgende Auswahl längerer und kürzerer Bruchstücke möchte wenigstens auf diesen reichen Schatz schweizerischen Schrifttums aufmerksam machen, bis die Gunst einer hoffentlich baldigen Zukunft die lückenlose Veröffentlichung gestattet. — Den Besitzern der Briefe, Herrn Dr. Paul Burckhardt und dem Wackernagelschen Privatarchiv, sei für die Erlaubnis zur Benützung der beste Dank auch an dieser Stelle ausgesprochen.

*Nr. 1. An Abel Burckhardt.*

Berlin, Anfang 1829.

Da sitze ich ja auf dem bekannten weichen Pfühle, an dem runden Dreifuß, vor einer breit aufgeschlagenen Partitur der Bachischen Passion, still und heimelig in dem heimeligen Stübchen, das der alte Mondschein meiner Lampe freundlich genug erhellt, und als ob mit der Zeit auch der Mensch derselbe geblieben wäre, bist Du in alten Treuen wieder bei mir, und ich bei Dir, gutes teures Bruderherz, vielgeliebte Seele. Sieh, ich mochte Dir, allem herzlichen Drange zum Trutz, nicht eher schreiben, als bis ich wirklich erlebt, was ich erleben wollte, und so Dir die Hand wieder drücken konnte, wie Du und ich es bedurften. Nun es vorüber ist, lug ich Dir doppelt selig in Deine treuen Augen und finde darin wie im Bewußtsein Deiner Herzlichkeit, nicht minder als in der teilnehmenden Anschauung Deines tiefen und hohen Glückes Ruhe nicht nur und Trost, nein bei Gott den reichsten Schadenersatz für meine Armut und Abgeschiedenheit . . .

. . . Du hast hoffentlich noch vor Neujahr durch meinen Aarauer Bruder die Baßkanzonetten erhalten und Dich mit mir über die sehr nette Ausstattung des Werkleins gefreut. Kannst Du diesen schwermütigen Gesellen irgendwie auch in fremden Herzen und Ohren Eingang verschaffen, so tue es aus Bruderliebe. Bald folgen hellere Stimmen nach. Könnte ich sie dieser Epistel einverleiben, es wäre prächtig. Denn schon längst fertig liegen vor mir: das zweite Heft der Müllerschen Lieder, ein volles mit wohlbekannten Melodien zu Wilhelm Wackernagels Niedlichkeiten, endlich auch geistliche Lieder für die Altstimme, welche Bethge, an der Spitalbrücke, ein ehemaliger Associé von Trautwein allhier, von mir zu verlegen wünschte, und mir für größere Arbeiten heitere Aussicht eröffnete. Auch Laue hat Wort gehalten und ist sehr honorig . . .

*Nr. 2. An Wilhelm Wackernagel.*

Berlin, 5. Januar 1829.

... Ich bin seit dem Silvesterabend wieder hier. Man hatte mich in Wusterhausen und Kyritz mit dem ehrenvollen Auftrage festgehalten, für beide Kirchen auf die Weihnacht Festmusiken zu schreiben; für Kyritz allzumal eine Kantate zur Einweihung einer neuen, stolzen Orgel. Warum hätte ich nicht bleiben und dem erfreulichen Rufe genügen sollen? Also volle Hände und Zerstreuung, die ich in Berlin schwerlich gefunden hätte. Die Texte von unserm Oberpriester Bauer waren nichts weniger als anziehend, aber da ich dieses fidele, dabei gelehrige und redliche Haus lieben gelernt hatte, fing ich doch an mit Lust und des festlichen Geburtstages eingedenk mit wahrer, frommer Freudigkeit zu schaffen: für Wusterhausen eine Motette mit Orchesterbegleitung, für Kyritz also eine große Kantate für solches und obligate Orgel, die ich schön genug handhabte. Die Gemeinde, die sich ihre Choräle nicht nehmen ließ, erbaute sich höchlich, viele Fremden ebenfalls, denn ich fugierte nun ganz gehörig endlich am rechten Orte und zum Lobe Gottes, und ich war selbst erfreut, denn die Kinder sangen vortrefflich und taktgefestet, die Bläser demütigten sich vor dem Herrn, nämlich vor mir, und die Fiedler taten ihr Möglichstes. Allfällige Lücken füllte ich mit einem einzigen neuen Register aus. Und wie honorig: nach dem Gottesdienste, und als ich noch eine volle Stunde fantasiert, fugiert, postludiert und greulich handtiert haben soll, beehrte mich der Magistrat unter Oberanleit des Oberpriesters mit einem Besuche, dankend für meine Bemühung und diese belohnend mit einem Ehrengeschenke, bestehend in der in rotem Maroquin mit Goldschnitt gebundenen Partitur des Händelschen Messias ...

Ich hätte schwerlich in einer andern Zeit mich günstiger meiner heiligen Kunst widmen können als jetzt, da sie nachgerade auch in der Schweiz aus einem Zeitvertreib ein Volksbedürfnis geworden ist, das durch Sangfeste im-

mer wieder belebt und erhöht wird. Denn man berichtet mir von allen Enden, wie freundlich meine Heldenchöre seien aufgenommen worden und überall gesungen werden. Offenbar müssen aus diesen Sängerchören auch Dichter hervorgehen und Ideen in das Volk dringen, die seit hundert Jahren bei allem Wässern und Begießen der Arbeiter im Weinberge nicht keinem wollten. Aber von der verständig-moralischen, elenden Popularität muß man sich eben deswegen lossagen, und auch der Komponist muß Höheres anstreben, weil gerade unser Haupthahn Nägeli mit seinen Fabrikliedern die stolze Entwicklung verdirbt, wenn nicht ganz hemmt.

*Nr. 3. An Wilhelm Wackernagel.*

Berlin, im März 1829.

... Du findest beiliegend: mein erstes Werk, die Schweizerlieder meines Bruders, das erste Heft mit der sehr geistreichen Zeichnung von Disteli. Das zweite ungleich stärkere Heft folgt in einigen Wochen nach. Zweitens Deine eigenen Neun Lieder, die zwar weit netter gestochen sein könnten, wenn der Stecher nicht ein österreichischer Sudler gewesen wäre, der im Texte die gottvollsten Stichfehler machte. Ich denke, das Heftchen, das großenteils in Krams entstanden, freue Dich nicht minder, als Drittens fünf Lieder von Wilhelm Müller, die ich als duftige, für mich wenigstens unvergängliche Demerthiner Maiblüten nach Berlin brachte. Viertens findest Du unsere Aargauer Lieder, deren Dichter ich auf dem Titelblatte darum nicht nennen mochte, weil sie seinen Dichterruf in der literarischen Welt ebenso wenig fördern möchten, als Hoffmanns mißglückte Alemannische Gedichte den seinigen. Fünftens endlich die Hauptsache, Geistliche Lieder, nagelneue, Blüten und Früchte meiner mir allein zum Trost und Segen gewordenen Stunden der Andacht und gottseligen Einsamkeit. Du kennst die Liedertexte alle und findest also auch neben dem Schönsten aus Fr. Spee

und Follens alten Kirchenliedern Deinen wunderschönen Psalm, der, wenn Du ihn von irgend jemand singen lässest, sehr kernhaft, mächtig und etwas rasch gesungen werden muß. Die Türrschmidt singt besonders «O gäb einer dieser» und die beiden Psalmen schön genug, um mich darin zu bestärken, daß ich in geistlichen Dingen mehr vermöge als in jedem andern Fache ... Ich habe eine 24stimmige Motette geschrieben, die nach Mendelssohns, Kleins und Zelters Urteil nicht von Stroh ist. Aber wo soll ich sie hören, wenn diese Vornehmen sich des Guten, das ihre Kenntnis wenn nicht ihre Teilnahme anerkennen muß, nicht förderlich erbarmen wollen? ...

*Nr. 4. An Burckhardt.*

Berlin, 21. März 1829.

... Wie freut es mich, mein guter Abel, daß Du auf Himmelfahrt nach Aarau zu meinem Bruder gehen, ihn persönlich und freundlich kennen lernen und in dem erkannten edeln Gemüte den Bruder Deines Freundes lieben willst. Dann gehe auch zu meinen trefflichen, einfachen, stillen Alten nach Brugg, die Dich alle schon kennen, und mit ihnen nach Baden, wo meiner Heldenchöre die schönsten sollen gesungen werden von 200stimmiger Masse. Könnte ich dabei sein, was würde ich für künftige Kompositionen heraushören! Das wird aber Dein kundig Ohr auch für mich tun. Seitdem habe ich an einer Klaviersonate gearbeitet; sie ist, weil mir das erste Urteil zukömmt, gut, rein, einheitlich, neu und frisch, aber nicht ohne Spuren innerer Revolutionen. Ungleich ruhiger, wenn auch nicht so tief erfunden, ist eine «Totenfeier», große Kantate für Chor und Orchester, die ich für die Kirche in Neustrelitz komponiert und bereits in Kopie abgeschickt habe ...

... Diese und die vorletzte Woche waren ungewöhnlich reich an musikalischen Genüssen, die auch mich gehörig aufschüttelten. Einmal die seit der ersten Aufführung gerade nach hundert Jahren durch Felix Mendelssohn

veranstaltete, höchst gelungene Aufführung der Passionsmusik von Johann Sebastian Bach, mit der Singakademie, dem Königlichen und dem Königstädter Orchester und allen Solosängern der Königlichen Kapelle. Sie, die Passion, besteht aus einer etwas barocken Dramatisierung des ganzen 26. und 27. Kapitels von Matthäus, wörtlich treu. Doppelchöre und Doppelorchester, ungeheure Pracht, wunderbare Gemütstiefe. Die Neugierde, von Bach, vor dem man als einem bloß als Fugenkomponisten bekannten Tonsetzer ordentlichen Schrecken hatte, auch etwas in freier Form zu vernehmen, und der Andrang der Völker waren so groß, daß schon nach acht Tagen die Musik bei überfülltem Saale wiederholt werden mußte, und gewiß in der Karwoche statt des graunvollen «Tod Jesu» von Graun in der Garnisonskirche zum drittenmale und endlich am rechten Ort gegeben wird. — Dann Paganini, diese ungeheure, unglaubliche Erscheinung, deren Höhe und Tiefe man ja nicht soll beschreiben wollen. Denn das wäre unmöglich. Genug, daß hier die besten Geiger demütig sich bescheiden, ihr Geigen sei ein erzmiserables Kinderspiel, und daß sie beinahe verzweifeln an ihrer Kunst, deren Studium sie bereits das halbe Leben aufgeopfert haben. Uebrigens sind auch Paganinis eigene Kompositionen fast durchgängig schön und originell. Von den unbegreiflichen Zauberstückchen dieses alten Hexenmeisters nenne ich Dir nur eines: er spielt alle Pizzicati mit den Fingern der linken Hand und mit rapider Schnelligkeit. Nun denke Dir das Unbegreifliche: wie er mit denselben Fingern eine Melodie spielt und sie zweistimmig pizzicato begleitet, oder wie er auf der G-Saite reine, gewandte und höchst saubere Terzenläufe herunterreißt, da wo keine zu machen sind ... Ferner innert 14 Tagen Glucks Iphigenie, Alceste, Armida, worin unsere Milder mit Jugendkraft die Herrlichkeit ihrer ewig schönen Stimme verkündete ... Spohr aus Kassel, der herkam, Paganini zu hören, wird endlich auch seinen vortrefflichen «Faust» auf die Bühne bringen, und daß schließlich auch mein achtstimmiges Credo durch

Felix, der vor der Arbeit und Erfindung und Stimmkombination Respekt bekam, von der Singakademie nicht ohne wunderliche Neugierde und Befriedigung, für mich aber zu herrlichem Lohn ist aufgeführt worden, kann ich Dir nun auch schreiben. Der alte Zelter sagte mir etwas beschämt: «Schweizer, das hast Du brav gemacht.» Denn ihm allein habe ich es zu danken, daß meine größeren Kompositionen noch nicht bekannt sind, es wäre ein Glück für die Akademie, wenn er abträte. Nächstens komme ich auch dazu, zu meinem von Klein und Felix so belobten 137. elegischen Psalm das Gegenstück, den 126., zu komponieren. Es soll ein Gegenstück werden, rein und reich und neu. Felix reist nach Paris und ins Götterland Italien, ihn begleitet meine stille, von ihm ungehörte Liebe.

Bring mich doch dem liebenswerten Tollmann, wenn Du es vermagst, wieder in freundliche Erinnerung und such ihm und denen, die auch Kunstjünger und Anfänger gerne vernehmen wollen, meine Sachen eingänglich zu machen. Drei Geigenquartette sollen diesen Sommer bei Bethge herauskommen, wenn dieser den Plan nicht ändert, und vielleicht schicke ich die ihrer Vollendung entgegenklingende Sinfonie Adur zur Aufführung an die helvetische Musikgesellschaft nach Zürich . . .

*Nr. 5. An Wackernagel.*

Berlin, 16. Juni 1829.

. . . Ich reiste Tags nach dem Bettag mit den beiden Brüdern Von der Hagen, köstlichen, wie von Alters her bekannten Gesellen, schnellpöstlich nach Dresden, wo ich wunderlicher Weise noch nie gewesen war. Schon in den ersten fünf Tagen, als wir draußen auf der köstlich gelegenen Villa Findlater (auf dem hohen rechten Elbufer, das einen gesegneten Weinberg bildet, die Kneipe ist Dir wahrscheinlich bekannt) lange und unendlich kneipten, mieteten wir die eine Hälfte des zweiten Stockes für einen Spottpreis und fuhren gleich am folgenden Morgen mit

dem Stolze gemachter Leute ein. Nun kannst Du Dir das Leben denken: fünf Zimmer nebst Schlafgemächern, Vorsaal und Speisesaal zu unserer Disposition, zwei Bedienten zur Aufwartung, den besten Tisch, eine königliche Küche, den passabelsten Keller, einen Simpel und ehemaligen Leibkoch des vorigen Königs zum Wirt, aber die gottvollste Aussicht nach Dresden und dem Plauenschen Grunde rechts, nach der Sächsischen Schweiz links, und vor uns die große, stille Elbe. Am frühen Morgen unten auf der Esplanade in Schlafrock und Pantoffeln Tabak und Kaffee zu trinken, war bei Gott nicht von Stroh, und dann, selten zu Fuß, häufiger zu Wasser oder zu Wagen, der uns allezeit bereit stand, hineinzufahren, dort zu frühstücken entweder auf der Brühlschen Terrasse oder bei dem Italiener Chiappone, und so erfrischt auf die Gallerie zu steigen, in den Herrlichkeiten italienischer Malerkunst zu schwelgen; begeistert, wohl auch ermüdet, nach unserer Villa zurückzufahren, dort im Schatten kühler Denkungsart oder unter dem brennend heißen Sirius einer durstigen Leber das Mittagsmahl zu halten und mit vortrefflichem Rheinwein den Hochmut unserer Geister noch zu beflügeln; hernach aber doppelte Gluten unter Bäumen oder Baldachinen mit dem arabischen Nektar wieder zu dämpfen, den unbegreiflich schönen Abend in dieser Gegend entweder im Linkischen Bade oder auf den Riedlinger Bergen oder auf dem Wasser oder sonst in schönen und anmutigen Winkeln zu verdämmern, und endlich nach dem bereits zur Regel gewordenen Schlaftrunk von sechs Flaschen goldenen Bieres den matten Leib zur Ruhe zu befördern — das war wohl der Mühe wert, hin zu reisen. War das Theater, die italienische Oper unter Morlacchi, besonders aber das Schauspiel selbst für uns Berliner erbärmlich, so freute und entschädigte mich die Kirchenmusik desto mehr, ob ich sie gleich großartiger und reiner gedacht hatte, und mich jedes Mal an dem gottvergessenen, zum Jammerbild alter Kirchenpracht verunstalteten Sang der Kastraten ärgern mußte . . .

Auf einem Abstecher nach Meißen und der sächsischen Schweiz war es, als ob selbst die Landleute wüßten, was in uns vorging, denn überall wurden wir schon von weither aus den Wiesen, Aeckern und Feldern begrüßt. Da war denn freilich niemand höflicher, freundlicher und zuvorkommender als die Gastwirte, die gar bald merkten, daß wir zu leben wußten und wenn kein guter Wein aufzutischen war, lieber gar keinen tranken. Auch die Mädel waren holdselig lächelnd, und Du kennst mich genug, um zu begreifen, wie ich, einmal wieder von Herzen fidel, an Ausgelassenheit Alle überbot; haben wir doch mehr denn acht Tage lang das gottvollste Latein gesprochen und auf den Straßen, Spaziergängen und Kneipen Dresdens so ohne Rückhalt damit renommiert, daß mancher ehrenwerte Philister nicht klug aus uns wurde und uns eher für Türken als für Christen hielt, wie denn auch einmal drei Sachsen, die bei Tische unter sich selber in nicht weniger als fünf verschiedenen Sprachen conversierten und damit kokettierten, plötzlich anfingen stutzig zu werden und nachher ein allgemein verständliches Deutsch sprachen, als Escher und ich so schnell und unverständlich als möglich schweizerisch sprachen, was ihnen in praxi noch nicht schien vorgekommen zu sein . . .

Nachdem wir uns vier Wochen herumgetrieben hatten und im Begriffe waren, unsere Reise über Freiberg und Leipzig fortzusetzen, war die Rechnung unseres Wirtes, genannt Krebs, so unmaßen groß, daß wir nicht nur den Abstecher unterlassen, sondern ganz bescheiden zu Fuß nach Berlin wandern mußten. Und das geschah denn auch mit sechs und einem halben Taler. Jupiter pluvius aber schien zu denken, ihr gottlosen, leichtsinnigen Vögel habt solange Wein getrunken und alles Wasser verschmäht, euch will ich mal vom Reinsten einschenken. Und so hatten wir denn drei lange Tage beständig Regen, und starke Tagmärsche, so daß wir zwar den Witz eigensinnig zu Ende führten aber doch totlahm und mit kranken und steifen Beinen nach Hause kamen über die Hasenheide,

wo uns kein Hund, geschweige Hasen ansahen, so erschrecklich waren wir zugerichtet . . .

*Nr. 6. An Burckhardt.*

Berlin, Juni 1829.

. . . In der Dresdener Gemäldegallerie, die wir während drei Wochen gewissenhaft täglich besuchten, erkannte ich meinen Sinn und das sichere Auge für diese wunderbare Kunst mit Freuden aufs neue und verlebte da so unvergeßlich schöne Feierstunden, daß ich von diesem Heiligtum scheidend hätte weinen mögen. Klingt es nicht wunderlich, wenn ich Dich versichere, daß selbst die gelungensten Musikaufführungen in der katholischen Kirche mich weit weniger zu begeistern vermochten als eine einzige tiefe und lange Anschauung eines altitalienischen Heiligenbildes. Und doch hörte ich durch die Güte des Kapellmeisters Reißiger, an den ich empfohlen war, so viel Herrliches von Schuster, Naumann, Hasse, Lotti, Palestrina, Marcello usw. Genug, genug für Dein brüderlich teilnehmendes Herz . . . Daß Du denn ordiniert bist und oft predigst und sogar interimistischer Vikar geworden, tut mir alles köstlich wohl, und daß Du am Himmelfahrtstage in Baden gewesen bist und dort mich in meinen besseren Chören wieder gehört und dabei die Meinigen kennen gelernt hast, ist freilich noch schöner . . .

Meine achtstimmige Motette nach dem 89. Psalm «Wohl dem Volk, das jauchzen kann», ist in der letzten Woche vorigen Monats und in der ersten dieses mit entschiedenem Beifall auf der Singakademie aufgeführt und von mir selbst geleitet worden. Zelter, der die drei ersten Sätze meiner Dresdener Missa kennt und unbedingt lobt, macht mir Hoffnung, sie nach vollendeter Arbeit ebenfalls aufzuführen. Gott sei Dank, es geht nachgerade. Bernhard Klein, dem ich endlich aufs Leder gestiegen, weil er für seine Schüler noch gar keine Schritte getan, hat beim Ministerium meine geistlichen Kompositionen empfohlen,

sodaß ich der Aussicht fast gewiß bin, wenigstens die vierstimmigen Motetten und geistlichen Männerchöre vom Ministerium honoriert und von Trautwein verlegt zu sehen. In der Arbeit liegen zwei Sinfonien noch unvollendet vor mir, beide Adur, beide lebensfroh und lebenskräftig. Mit der zweiten größeren, die ich aber zuerst anfing (klingt das nicht ganz pudelnärrisch?) bin ich bereits bei der Mitte des kolossalen durchfugierten Finales, welches die Anlage des Ganzen so bedingte. Die erste, $^6/_8$, ist viel melodischer, heiterer und im Haydnschen Stile. Ich will nächsten Winter mit beiden zugleich auftreten, und zwar öffentlich, ich muß es nun wagen, es ist hohe Zeit. An Graf Redern, Münster, Nostitz, Brühl und Fürst Radziwill habe ich Gönner, die etwas vermögen und allenfalls durchsetzen . . .

Nr. 7. An Burckhardt.

Berlin, In den letzten Tagen Novembers 1829.

. . . Wie's mir geht, fragst Du. Gerade wie ich's verdiene, nach dem Maßstab dessen, was ich verdiene: glänzend nicht, kaum notdürftig, aber leidlich. Meine Arbeitslust kommt mir trefflich zu statten, obwohl ich manchmal seufzen und weinen möchte, wenn ich nach vier, fünf seelenbrechenden, gemütsertötenden Unterrichtsstunden heimkomme in die kalte Stube, um da in die Nacht hinein an merkantilen Arbeiten, Arrangements usw. wo möglich zu schwitzen, — wenn ich nicht Manns genug wäre, selbstverschuldete Strafe ohne Murren zu dulden. Nur eines macht mir Mühe und Sorge, die Erhaltung meines heiteren dichtenden Gemütes, die Erhaltung des Mutes zur Poesie. Wo soll die herkommen, wenn der Leib abgemattet und nicht einmal für die Geselligkeit mehr fähig? . . .

Es klingt fast wunderlich, wenn ich Dich versichere, früher nie so nach allen Seiten hin tätig, regsam und aufgeregt fleißig gewesen zu sein, als gerade jetzt, da mir doch so wenig freie Zeit mehr geblieben ist. Mit meinem

Freunde Albert Schott lese ich alle Morgen von 6—8 Uhr Englisch: Shakespeare und Sterne. Dann verläuft der Morgen langsam genug im Stundengeben, und ich freue mich doch tagtäglich wie ein Kind auf die Mittagsstunde von 1—2 Uhr, in der ich Schotts frischen, gesunden, wohlklingenden Bariton auszubilden bemüht bin. Nach Tische kann der schneidenden Kälte wegen nicht spaziert werden, dafür benütze ich eine freie Verdauungsstunde zum Studium altdeutscher Meisterwerke oder Schleiermacherscher Schönheit, die mich immer mehr, eigentümlicher und tiefer anregt. Gegen Abend geht das Handwerken wieder an, aber die Nacht, o diese heilige Zeit, die ist mein Tag. Da erschließen sich all meine Violen mit Duft und Klang, und über ihren Wundern und ihren segensreichen Kräften vergesse ich den mühvollen Tag, aber auch den kurzen Schlaf. O Gott, ich könnte so unaussprechlich glücklich sein und gewiß viel Gutes und viel Besseres tun und wirken, wäre ich auch nach außen so frei, wie innen, wo mich doch Manche gerne verstehen. Noch soll es aber nicht sein, und des Menschen Wille soll nicht den Himmlischen vorbeugen aus Eigenliebe und Dummheit. Ich will Dir nun auch gleich herzählen, was in solchen herrlichen Nächten geworden ist: vor allem ein Stabat Mater, aber deutsch nach Follens unübertrefflicher Uebersetzung, für den vierstimmigen Chor und Pianofortebegleitung. Weder das wunderbare, wie ein Rafaelsches Madonnenbild heitere von Pergolese, noch das über die Maßen kindliche von Joseph Haydn, noch das modern-süßliche von Bernhard Klein schwebten mir vor, es war wirklich das Bild der schmerzenreichen Mutter, das mir vor der Seele stand und wie ein warmer Sonnenblick im Maien mit der Einheit des Gedankens in Töne überging. Notwendig mußte darum die hineingebrachte Heiterkeit oder Lauterkeit der Empfindung den ergreifenden herrlichen Schmerz des Gedichtes verherrlichen und erhöhen. Die Komposition wurde von meinem Gönner, dem Hofrat Pölchau, dem reichsten Sammler alter Musikmeisterwerke, die ich sogar

bei mir studieren und genießen darf, so belobt, daß er sie auf seine Kosten ausschreiben und unter meiner Leitung in Kleins, Bergers und anderer Meister Gegenwart von den besten Gliedern der Akademie aufführen ließ. Sie gefiel und wurde nach einmaliger Probe nicht schlecht vorgetragen. Die Türrschmidt, Pölchaus Tochter, Bader und Devrient sangen die Soli gern und schön, sodaß sie, belobt, gerne auch mir den Beifall schenkten. Du siehst, ich komme doch nach und nach mit ausübenden vielbekannten Künstlern in Berührung, was ich früher, es sei denn zu gutem Zwecke vermieden hatte. Ich dachte oft, wärest Du doch dabei, Du müßtest Dich doch auch ein bischen freuen mit mir . . .

Fertig sind die Schweizerpsalmen meines Bruders, an denen ich mit Liebe arbeitete, obwohl mich nur der Glaube dabei selig machen konnte, daß sie trotz ihrer eigenen Haltung doch volkstümlich werden mögen. Mein Bruder hat darüber wunderliche, fast ängstliche Ansichten, und im Grunde sind die wenigsten seiner Gedichte populär in seinem Sinne, sie sind dem Volke zu reich, zu umfassend, zu tief. Da kann und muß die Musik allerdings auch kommentieren und Zweifel lösen. Du mußt mir einmal, wenn Du mehr davon gehört hast, umständlich berichten. Von Justinus Kerners Gedichten habe ich ein Heft beisammen, elegische und heitere, ich schlüge sie gerne los, weiß aber noch nicht wo. In Leipzig bei Hofmeister erscheinen dagegen Altlieder von Goethe, Uhland, Platen, Tieck, Heine und Wackernagel, unsern ersten Dichtern; und in Breslau, wenns gut geht, ein Quartett für Geigen, ein vierstimmiges Magnificat und eine Klaviersonate . . .

Namenlose Abende sind nicht wieder gekommen, lieber Abel, wir sind zwar mit Philipp Wackernagel, dem glücklichen Bräutigam, und ein paar andern fidelen Schwaben donnerstäglich beisammen, aber der alte Geist der alten Zeit ist verschwunden, die Kreaturen selber haben sich geändert, sie sind zu gesetzt geworden. Das Leben heißt einen doch gar früh mit Sordinen spielen,

wenn das Kratzen und Pizzikieren kein Glück mehr macht . . .

Arnims wunderbare Dichtungen, die so rein und groß dastehen, erfüllen mich immer mehr mit freudiger Hochachtung. Justinus Kerners Gedichte, die obwohl fast ausschließlich elegisch doch einen gar heiteren, frommen und echt südlichen, gesunden Ton haben und das Dichterische nie verleugnen, tun mir außerordentlich wohl. Aber sehr viel größer, tiefsinniger, wenn auch unklarer und späteren Wahnsinn verratend, ist Hölderlin, besonders herrlich in seinem seltsamen Roman Hyperion. Schwaben war, ist und bleibt doch immer das Land der schönsten, am meisten deutschen Dichter, und ich wünsche Dir wohl Deine Bekanntschaft mit den zwei Genannten.

Wohl möchte ich noch ein Stündchen mit Dir plaudern, lieber, guter Abel, aber die Mitternacht ist da, ich bin müde und friere, und der Morgen will gesunde, frische Kräfte. Bin ich doch sonst fast alleweil bei Dir und habe Dich recht lieb.

*Nr. 8. An Wackernagel.*

Berlin, Februar 1830.

. . . Ich habe von der Regierung unseres Kantons einen ehrenvollen Ruf bekommen als Professor der Musik an der Kantonsschule in Aarau und als Musikdirektor der von meinem kränklichen, eben mir Bahn gemacht habenden Vorgänger Pfeiffer gestifteten Singakademie, wo möglich auf kommenden Herbst schon einzutreten, und endlich, endlich, ein praktisch tätiges Amtsleben, mit 1000 Gulden Gehalt, freier Wohnung und der fast nur zu leicht gemachten Nebenbeschäftigung des theoretischen und praktischen Unterichts am Seminarium, der beiläufig 500 Gulden sicher einträgt. Dabei steht es mir frei, noch eine Organistenstelle an der katholischen oder der reformierten Kirche anzunehmen, was ich dann gewiß tue, wenn ich einmal einen — o Gott — schönen Kirchenchor her-

angebildet habe, um das mit ihm anzustellen, was vor hundert Jahren Sebastian Bach, dieser ungeheure Mann, jahrzehntelang mit unaussprechlichem Segen handhabte. Dann werden wir Brüder auch unserm trefflichen alten und doch so lebensrüstigen Vater helfen und ihm und der teuern Mutter den Abend ihres schönen Lebens heiter und freudvoll machen können. Nicht wahr, lieber Wilhelm, ich bin doch glücklich, ja bei Gott, mehr als ichs verdiene. In der Heimat erwartet man mich mit Sehnsucht und umso bestimmter, als ich den Ruf natürlich angenommen habe, in der Ueberzeugung, mit der Hilfe meines trefflichen Bruders und meiner Freunde den schönen Zweck zu erreichen, den ich mir schon seit Jahren vorgesetzt und auf dessen Ausführung ich mich gewissenhaft vorbereitet habe, theoretisch und praktisch. Nun denke Dir, welche Seligkeit, wieder mit einem Bruder zu leben, dem ich so viel bin, der mir alles sein kann, da ich denn doch erschrecklich viel zurücklasse, was ich mit Mut und Resignation zurücklassen muß. Denn wenn ich Musik hören will, so muß und kann es im eigentlichen Sinne nur durch mich geschehen. Aber das ist ja gleichviel . . . Wie es einem doch wunderlich gehen kann! Ich hatte mich eben nach irgendeiner Stelle als Lehrer oder Direktor umgesehen, nicht ohne Sorgen und Angst, und siehe, da wird mir die gesuchteste, schönste freiwillig angetragen. Aber ich darf noch nicht phantastieren, die Sache wird und muß auch ihre Schattenseiten haben. Auf jeden Fall komme ich in ein Land der Samojeden und Lappen in der Kunst. Man wird mich lange mißverstehen, ich werde mit Neid, Hochmut, Philisterei, ja sogar mit niederträchtigen Verleumdungen zu kämpfen haben. Wenn auch — ich fühle mehr Mut, als dieses zu bestehen . . .

*Nr. 9. An Burckhardt.*

Aarau, 24. September 1830.

. . . So bin ich denn bereits wieder eingejocht, gebe täglich meine 5—6 Stunden Unterricht und bin bei aller

ehrenvollen Anerkennung meiner Leistungen als Musiklehrer, was noch verdammt wenig heißen will, abermals ein Sklave meiner Stunden. Ich wollte und sollte also, da ich persönlich unmöglich abkommen konnte, wenigstens schreiben. Aber siehe, mich befiel die Eitelkeit, ich wollte Dir auch von meiner Stellung, zu der ich ja von Berlin aus bin berufen worden, etwas namhaftes melden; allein das wollte nicht werden und kann auch jetzt noch nicht geschehen, da alles erst im Entstehen begriffen ist. Ja ich hätte im Grunde mehr Stoff zu Jeremiaden, aber die will ich lassen, Dir und mir, bis mich der Glaube ganz und gar verlassen hat, bis mich die Zeit mit ihren Segnungen nicht mehr trösten kann. Ach, es war mir im Grunde doch so unaussprechlich wohl in Berlin; ist die Musik mein heiligster Beruf, mein reinstes Element und mein oberster Himmel, so hatte ich freilich ein Paradies zu verlassen, in dem ich längst eingebürgert war, um in eine Einöde und Wüstenei zu wandern, wo mit unsäglicher Mühe alles erst urbar gemacht werden muß, so Herzen als Ohren. Ja, was ich in und an Berlin gehabt und gründlich genossen, das lernte ich erst hier recht schmerzlich schätzen, wo mir die Flügel gelähmt sind, wo mir alle Musik schweigt, die ich nicht selber mache ... Du teurer Abel, und doch ist mir die Heimat so lieblich, wundergroß und herrlich entgegengekommen mit allem Segen und Zauber mütterlicher Liebe, aber die Menschen verstehen mich nicht trotz meiner errungenen Heiterkeit, für die ich Gott nicht genug danken kann ...

... So hab ich denn ein zwölfstimmiges Miserere a cappella geschrieben, das ich vielleicht in meinem Leben nie oder doch sehr spät werde hören können, aber das Schaffen war mir eine unsägliche Lust und Seligkeit, die niemand mit mir geteilt hat als eben Emanuel, dessen freudige Aeußerungen doch mehr auf die Großheit und Neuheit der Arbeit gerichtet sein mochten. Und so höre ichs immer gewaltiger, immer größer in mir klingen, und höre ich drinnen nichts Gescheites, so recht Lebendiges,

Wahrhaftes, dann vergesse ich eben den Gram in den vielen Partituren meines göttlich großen Sebastian und meines unendlich reichen und reinen Beethovens, die ich so gerne ins Leben zurückriefe, wenn ich nicht noch mit so erschrecklich kleinlichen Nebendingen zu kämpfen hätte. Wir wollen aber die Zeit abwarten, sie muß unsre frommen Wünsche erfüllen.

Am 5. Mai war ich mit Emanuel in Meilen am Zürichsee, wo sich die dortigen Männerchöre zu einer Aufführung versammelt hatten. Man hatte uns als Ehrengäste honett eingeladen. Da hörte ich also zum ersten Mal unsre großen Stimm- und Sangmassen, ich war ungeheuer begierig. Die 200 Männer sangen Nägelis neue Motetten und einige meiner Heldenchöre recht brav, kräftig, frisch, lebendig und kunstgerecht. Aber ich merkte bald die Hauptsache, die gewöhnliche Nichtbefriedigung der Zuhörer. Es kam mir am Ende lächerlich vor, daß eine so ungeheure Sängermasse im großen Raume Lieder und Liederchen (zu denen ich sogar Nägelis Motettenwerk zähle) singen sollte. Das kann ewig keine rechte Wirkung tun, man muß solchen Stimmassen Kompositionen schreiben, die nicht von vier oder vierzig Individuen, sondern eben nur von mehreren Hunderten gesungen werden können, d. h. im Stil a priori schon ganz verschieden sind von dem des Liedchores. Deswegen habe ich zur Probe eine achtstimmige Motette geschrieben, die am 10. Oktober in Schinznach unter meiner Leitung soll gesungen werden. In Windisch, Brugg, Umikon und der Enden haben sie sie schon einstudiert und alles ist auf diese neue, den Leuten unerhörte Sache höchst begierig. Der Erfolg wird für meine Vermutung entscheiden. Entspricht er aber meiner Hoffnung, ja meinem besten Glauben, dann schreib ich einen Deutschen Glauben (Credo) acht- bis sechzehnstimmig als ein großes Kirchenstück für ein ganzes singendes Volk, mit Soli, Duetten, Trios, Quartetten, Halbchören; nicht um mich als Kontrapunktist zu bewähren, womit man die Leute nur schüchtern und ver-

legen macht, nein, sondern weil die unendliche, unerschöpfliche Kunst des Kontrapunkts zu meinem Zwecke das einzige Heil ist und bleibt. Du aber schwatze nicht aus der Schule, außer Dir freut sich nur Emanuel herzlich meiner Ideen und großfaltigen Pläne, und beneiden tut mich der herzige, treffliche Meister Xaver Schnyder von Wartensee in Frankfurt, der mir seit meiner Bekanntschaft alldort schon ein paar herzliche, recht künstlerfreundliche Briefe geschrieben hat...

... Wahrscheinlich erhalte ich im nächsten Wintersemester auch zu einem musikalischen Vortrage an der Kantonsschule Ruf und Gewährung, denn ich habe der Direktion und mehreren Regierungsmitgliedern von Gewicht nachdrücklich geäußert, daß es endlich an der Zeit sei, denen, die von Natur reine und empfängliche Kunstorgane und Kunstbedürfnisse haben, auch die Augen und Herzen zu öffnen zum Verständnis und Genuß der Kunst, und daß die, die draußen durch Studium, Nachdenken und ein kunstreiches Leben in dem Punkt etwas gehört und erfahren haben, da nicht hinter dem Berge halten sollen, wo die Mitteilung Pflicht ist. Es sitzen aber in unserer Regierung noch ein paar gottesfürchterliche Philister, die da alle Kunst für Dunst halten und mitten in allem Sparsystem für jene nichts, destomehr aber für höchst unnötige Eitelkeiten verwenden. Jedenfalls wird meine Zeit sehr beschränkt sein, die ich sonst meiner Muse zu widmen hatte, aber die Morgenstunden lasse ich mir nicht rauben. Denn ich kenne gottlob auch neben diesem himmlischen Manna noch weitere erquickende Speisen des Geistes, der englische Lyriker Thomas Moore ist mir gar sehr ans Herz gewachsen.

Unsere Jugendfeste in Aarau, Lenzburg und Brugg haben mir negativ gar vielen neuen Stoff gegeben, wie man Feste, zumal Kinderfeste, verschönen soll. Ich werde jetzt, da es mir leichter wird, nicht weniger als in früheren Stümperjahren die Mühe scheuen, jährlich eine Gelegenheitsmusik zu komponieren, denn vernünftig-schönes die-

ser Gattung existiert doch nicht. Herrlich, wenn man es, von Keinem gehindert, von Keinem beneidet, selber machen kann, zu seinem Zweck, nach bester Einsicht. Aber was werden wir Brüder einst der Kirche erst weihen, sind wir einmal so weit, alle Sonntage regelmäßige Musiken aufzuführen. Dann kommen so Gott will Sebastians Zeiten wieder, wo man Hand in Hand mit dem Prediger Gottesdienst hält und zu jeder neuen erbaulichen Predigt auch eine ihr entsprechende Musik komponiert und aufführt. Aber freilich müssen andere Brüder im Herrn die Kanzel weihen, als gegenwärtig, da sie vielmehr entweiht ist durch Kameeler und gedankenlose Brüller.

Am 23. August reiste ich nach Winterthur ans Helvetische Musikfest. Ich hatte wenig reinen Genuß, desto mehr Zorn und Arger. Das sogenannte Große Konzert, die Aufführung der schwersten Beethovenschen Sinfonie (Eroica) und des Friedrich Schneiderschen Oratoriums Pharao, das auch nicht leicht ist, überstiegen meine Erwartung, besonders gelungen waren sämtliche Chöre, worin freilich auch der Komponist Meister ist. Dagegen waren, ausgenommen die Partie des Pharao, den unser Ringier trefflich sang, alle Solopartien unter der Kritik, jede aus dem Chore hätte sie besser gesungen. Der andere Tag brachte eine entsetzlich bunte Musterkarte neumodischer Kunstwaren, schändlicherweise meist von fremden Virtuosen statt von eidgenössischen Dilettanten, denen doch das Fest bestimmt ist, sattsam langweilig vorgetragen . . .

. . . Nägeli hat endlich neben seinem Männerchor auch wieder einen Frauenchor zustande gebracht, etwa 80 Individuen, wenn beide Geschlechter beisammen sind. Er ließ mir schon zweimal eine nagelneue, wirklich außerordentlich schöne, wieder in seinen genialen Meisterschaften rhythmischer und deklamatorischer Künste höchst gelungene siebenstimmige Messe aufführen, die erste, die ich von ihm kenne, und gab mir, vielleicht bestochen durch mein Lob, sogar ein Tedeum zum besten, mit dem er lange hinter dem Berge gehalten. Ja er hat mir aner-

boten, von meinen großen meist doppelchörigen Motetten, von denen ich auf der Singakademie in Berlin zwei der besten und schwierigsten zur Aufführung brachte, welche einstudieren zu lassen, wenn ich ihm die Singstimmen wolle ausschreiben lassen . . .

. . . Was nun meine Reise betrifft, so will ich Dir auch davon einiges erzählen, obwohl es sich besser mündlich erzählen läßt. Am Osterdienstag 13. April fuhr ich mit Schott und Stockmeyer bei trübem Himmel von Berlin ab, nicht ohne Wehmut. Aber gleich in Potsdam wurde der Himmel heiter und begleitete uns zu hundert herzerhebenden Spässen, Liedern und Gesprächen erheiternd bis Magdeburg, Halberstadt, Harz und Nordhausen . . . Die Wanderung nach Kassel war erträglich, aber dieses Nest mit seinen Erbärmlichkeiten konnte uns nur zornig machen. Spohrs Bekanntschaft und sein Theater freuten mich dagegen, ich hörte auch den trefflichen Tenoristen Wild wieder, aber leider in der mir höchst fatalen «Schweizerfamilie». Der Zug durch Westfalen war unerwartet genußreich, die Landschaften sind sehr malerisch und haben hin und wieder schweizerischen Charakter, besonders der reichen Hügelbildungen und lebendigen Wasser wegen. Von Arnsberg machten wir einen Abstecher in das uralte, höchst interessante Soest, das gar reich ist an Schätzen alter Baukunst. Dort spielten unser Sieben, mit Bekannten aus Arnsberg, auch eine divina comoedia aus dem Stegreif: der Regen hatte uns nämlich so zu Schanden gerichtet, daß wir uns nach trockenen Kleidern umsehen mußten. Der Wirt konnte nur zwei herschaffen, also zogen fünf andre Weiberkleider an und zwar von westfälischen Bauernmädchen. So gings zur Abendtafel und die Komödie nahm ihren Anfang und glücklichen Ausgang. Am Ende, als wir wieder allein waren, die Liebschaften ausgespielt, und halb krank vom Lachen die ungefügen zentnerschweren Puppen wieder ausgezogen hatten, gings ganz klassisch her: wir setzten uns an den Kneiptisch, führten platonische Gespräche

und sangen anakreontische Lieder, wobei die verschämten Mädchen in ihren klappernden Holzschuhen kaum aufzuwarten wagten. Am folgenden Abend sahen wir als Gegenstück zu unserm eigenen Spektakel Mozarts Don Juan von fünf Personen unter allem Luder herrlich aufführen. Ich habe in meinem Leben keine grausenhaftere oder auch gottvollere Parodie gesehen, denke Dir nur den Don Juan und Leporello, und die Donna Anna und Elvira in Einer Person, und dann zu drei Violinen und einem Baßgeigelein vier Trompeten!

Ueber Iserlohn und Elberfeld gings trefflich an den Rhein, den ich also zum ersten Male in seiner Größe und Herrlichkeit sehen sollte. In Köln schwelgten wir vier unvergeßliche Tage, ich war kaum wegzubringen aus diesem europäischen Wunder, dem ungeheuren Dom. Dann blieb ich noch einen Tag allein und wurde doch nicht satt. Ein ordentlicher Kerl, der in dem nahen Bonn studierte, könnte meinetwegen Vierteljahre seine Kollegien schwänzen und in Köln zubringen, ich würde es ihm nicht verdenken. Merkwürdig bleibt es, daß wir den hohen Turm der uralten Kirche St. Kunibert, die wir an einem schönen Abend von dem gegenüberliegenden Deutz aus zeichneten, am folgenden Morgen eingestürzt fanden.

Adjes, liebster Abel, jetzt muß ich Stunden geben, erstens einer Dame von etwa zwanzig Jahren, die trefflich Klavier spielt, aber noch keinen Mann hat, zweitens einem lieblichen Mädchen von neunzehn Jahren, das zwar einen Bräutigam hat, aber erbärmlich Klavier spielt.

Die Stunden sind abgemacht, nicht ohne Schmerzen, inzwischen habe ich auch zu Mittag gegessen und meine Flasche getrunken, und will nun nicht versäumen, den Brief fertig und marschfertig zu machen, bevor meine viel schwierigeren Nachmittagsstunden beginnen, wo einen gewöhnlich mit der Ungeduld auch das Gähnen anwandelt . . .

. . . Reich waren meine Tage in Frankfurt, wo ich von Xaver Schnyder von Wartensee, dem prächtigen Ton-

künstler, liebevoll wie ein alter Bekannter empfangen und von ihm bei den Kollegen Guhr und Schelble ordentlich gefeiert wurde. So hatte er eine Freude an meiner Kunstgenossenschaft und dem, was ich an Kompositionen mitgebracht hatte. Er ist ein trefflich gebildeter, vielseitig unterrichteter Künstler, ich habe viel von ihm gelernt, und sein mit durchlaufenden Urteilen begleitetes Anhören meiner Musik von unschätzbarem Wert. Dagegen sang ich ihm auch alle seine Lieder und spielte eine große Sinfonie aus der Partitur mit ihm vierhändig, ebenso seine komische Oper Fortunat, über deren endliches Einstudieren er mir im letzten Briefe die erfreulichsten Berichte gibt. Mit dieser trefflichen Arbeit zeigt er, daß der strengste Kontrapunktist ebenso neu als reizend sein kann im freien Stil, wenn ihm Phantasie, Gedanken und Bildung nicht abgehen. Wir stimmten in unsern Ansichten über Musik, zumal aber in unsern Grundsätzen über elementare Begründung der von Jahr zu Jahr mehr vernachlässigten, breitgetretenen Lehre der Harmonie so sehr überein, daß er mir vorschlug, mit ihm ein Werk darüber auszuarbeiten und vereint herauszugeben. Ich darf es Dir wohl sagen, daß er namentlich auf meine kontrapunktischen Fertigkeiten ein ungewöhnliches Vertrauen gesetzt und mir wiederholt versichert hat, als Kollege an seiner musikalischen Schule würde ich jedenfalls Anerkennung und Brot finden, wenn ich diese im Vaterland vergeblich suchen müßte. Dieser Edle spielt dann auch seine Zylinderharmonika, die keine Klaviatur hat, mit erstaunlicher Fertigkeit, und ihn auf diesem seltenen, ungeheuer schwierigen Instrumente phantasieren zu hören, besonders im Dunkel der Nacht, wie er mirs dreimal tat, ist ein Himmelsgenuß, den man so leicht nicht vergessen kann . . .

In Frankfurt verließ ich meine Gefährten, sie zogen nach Stuttgart, ich nach der Pfalz. Mainz, Oppenheim, Worms, Speyer waren für die Einsamkeit hinreichende Entschädigungen, ja es wurde mir unsäglich wohl, allein zu reisen; man ist an nichts, nicht einmal an die Zeit ge-

bunden und genießt doppelt die Freiheit. In Heidelberg lief ich in das entsetzlichste Getümmel der Feierlichkeiten, die von Seiten der Philister dem einziehenden neuen Großherzog veranstaltet wurden. Trotz des abscheulichen Regenwetters war die ganze Stadt mit Laub und Blumengewinden geschmückt, alle Häuser mit rotgelben Fahnen, alle Straßen mit Inschriften. Abends war Fackelzug von den Burschen, den ganzen folgenden Tag Janitscharen- und Türkenmusik, Abends Illumination der Stadt, der Brücke und des herrlichen Schlosses. Das einzig wäre schon eines Zuges aus dem höchsten Norden wert gewesen: wie dieses rote Schloß in sternenheller Nacht und hoher Flammenlohe noch einmal niederzubrennen schien . . .

Bei beständigem Regen verreiste ich mit Dr. Rengger aus Aarau, der sieben Jahre als Arzt und Naturforscher in Paraguay lebte, nach Heilbronn. Wie begrüßte ich fröhlich das schöne, halb schweizerische Schwabenland, und wie meinen mir zum Liebling gewordenen Dichter Justinus Kerner in Weinsberg, der ein gar herziger, liebenswürdiger Mann ist und der gar eine große Freude hatte an meiner Komposition seiner vortrefflichen Lieder. Das war ein unvergeßlicher Abend, in später Nacht noch ging ich herzlich umarmt als Duzfreund von diesem Trefflichen und seiner lieblichen Familie nach dem nahegelegenen Heilbronn, wo man schon ganz schwäbische Luft atmet. Am folgenden Tag kam ich nach Stuttgart, wo ich an sechzehn Tage bleiben mußte, weil man mich am Ende gerne ganz behalten hätte, was so übel auch nicht gewesen wäre . . . Am Pfingstmontag war ich in Eßlingen, wo ein schwäbisches Liederfest abgehalten wurde. Die musikalischen Leistungen waren gegenüber denen unseres Volkes unbedeutend, wohl aber der volkstümliche Teil des Festes. Dreißig charmante, prächtige Burschen aus Tübingen nahmen mich alsbald in Beschlag und so wars denn fidel nolens volens. Bei Staatsprokurator Georgii daselbst, wo ich Empfehlungen abzugeben hatte, war gerade Kindstaufe, und der dicke, wohllebige Mann, um mir eine Ar-

tigkeit zu erweisen, lud mich ein, nach Tisch wenigstens, da ich diesen selber ausschlug, eine Tasse Kaffee bei ihm zu trinken und mitzubringen, wen und so viele ich wolle. Gut, es schlossen sich also sieben an mich, gegen zwanzig Fremde waren schon dort, und aus dem Kaffee wurde eine Mahlzeit, was uns umso erwünschter war, als wir in der Kneipe nichts kriegen konnten, und das Ende des Bohnenliedes war eine allgemeine Beknüllung unten im Champagnerkeller (der Georgius ist daneben auch Weinhändler), ein allgemeines Fiduzit und Smollis. Unvergeßlich bleibt mir, daß, als Albert Schott, das volle Glas in der Hand, mit seinem Vater anstoßen wollte, er von ihm lachend abgewiesen wurde: Albert, Albert, nimm dich in acht, du wirst sonst besoffen, und darauf erwiderte: ach Alterle, du bists ja schon.

Am folgenden Morgen erwachte ich früh und verlief meinen namhaften Katzenjammer auf den Burgzinnen und im Besteigen des Münsterturmes. Dann zog ich mit den Tübingern über die Schwäbische, aller Ehren werte, Alp unter Sang und Klang nach Tübingen, wo ich gottselige Tage verlebte unter diesen prachtvollen, von aller Roheit freien, kräftigen und lebensvollen Gesellen, denen ich, weil sie unter Musikdirektor Silchers Leitung so vortrefflich rein und selbst bei ihren Kneipereien vierstimmig singen, mehrere gesellige Chöre komponierte. Uhland, den stillen, lieblichen Dichter besuchte ich mit Empfehlungen mehrmals, wurde auch mit Schott zu Tisch geladen. Seine Vorträge über mittelalterliche Poesie sind gehaltvoll, aber wie er selber befangen, unbehilflich und verlegen. Er kann nicht reden, dagegen ist seine poetische Akademie, in der er eigene und Arbeiten der Studenten kritisch behandelt und von den Autoren selber vortragen läßt, ein unbezahlbares Institut. Von den jungen Leuten ist er allgemein und ungemein geliebt. Er war auch oft auf dem Turnplatz, dichtet wieder und ist im überhauptlichen und besonderen, besonders bei der Flasche, ein anmutiger Gesell . . .

In ganz eigener Stimmung verließ ich das herrliche Nestlein und begab mich wieder auf die Landstraße heimwärts nach Schaffhausen. Da erschaute ich wieder den alten grünen Rhein, da vernahm ich wieder das heimelige, mir so fremd gewordene Schweizerdeutsch, da sah ich wieder die Alpen in ihrem langentbehrten Abendglanze, und meine Seele wurde groß und weich vor Lust und Schmerz. Dann eilte ich hinüber nach Frauenfeld und Winterthur, alte Teure zu begrüßen, und durch namhaften Kot und Dreck nach Zürich, und wie ich auf die Flunternhöhe kam, wurde ich um den Paß angehalten, den ich durch ganz Deutschland nirgends aus der Tasche zu ziehen brauchte! Mit Fiebern triebs mich nach dem Vaterhause, und so fuhr ich denn, ein selig Träumender, auf dem wohlbekannten, lieben Flusse hinunter nach Baden, nahm mein vielerfahrenes Ränzel zum letzten Mal auf den Rücken, den lieben treuen Stift- und Hammerstock in die Hand, und wanderte voll unaussprechlicher Gefühle durch das Siggental, auf dessen Durchwanderung ich mich schon in Berlin wie ein Kind gefreut hatte. Da trat das liebe Tal nach und nach auftauchend immer näher und bekannter hervor, bis ich alles wieder vor mir hatte, das Städtchen und die Dörfer, die Villen und Hügel und Wälder, die drei grünen Flüsse durch die grünen Felder, hinten die Fluh und die wohlbekannten Höhen alle, vorne die Weinberge, dazu das sonnabendliche Vespergeläut von nah und fern, die Stille in der Luft und das verklärende Abendrot über den Stalden hin, wo eine helle, weiße Straße zu den Lieben nach Basel führt. Da wurden wahr alle meine seligen Träume, Sehnsuchten gestillt, Wünsche erfüllt, laut brachen hervor im Jubelruf tausend alte Seufzer, und ein Ueberglücklicher wanderte ich so durch die Dämmerung, keinem bekannt, durch die lange Buchenreihe hinein ins stille Städtchen bis vors Vaterhaus, aus dessen hintern Zimmern mir Lichter entgegenleuchteten, hinein bis an den Tisch, wo die kleine fromme Familie Abend-

mahlzeit hielt und mir beim ersten Blick helljauchzend an die Brust flog . . .

*Nr. 10. An Wackernagel.*

Aarau, Februar 1831.

. . . Alle Mittwoch Abend habe ich ein Dilettantenorchester zu leiten, das zwar willig, aber dumm ist; am Donnerstag das neue Sanginstitut, ungefähr aus sechzig Individuen bestehend; und am Freitag einen Männerchor von einigen Vierzig. Das Sanginstitut ist meine einzige Freude, da singen wir in einer ersten Stunde Kirchenmusiken, Motetten, Kantaten, Psalmen, und in einer zweiten Chorlieder und Rundgesänge weltlicher Art. Obwohl ich kein Sebastian noch Beethoven bin, habe ich mich doch unterstanden, immer drauflos Motetten zu komponieren. Das Alte Testament lasse ich zu diesem Zwecke liegen, das Neue ist mir die einzig wahre, unerschöpfliche Schatzkammer. Dabei steht mir nun auch ein prächtig geübter Männerchor zu Gebot, von dessen Gebrauch Sebastian noch nichts wußte, und nichts ist schöner, als wenn er mit dem ebenfalls selbständigen Frauenchor kontrastiert und achtstimmig konzertiert, was bei den Alten auch nirgends vorkommt. Am Weihnachtstage gab ich mein erstes geistliches Konzert: im ersten Teil Motetten von Bach, Homilius, Wolf und Naumann, im zweiten eine neue eigene Weihnachtskantate . . . Emanuel hat mir eine noch viel schönere Kantate geschrieben, an der ich neben meinen sonstigen Arbeiten (ich gebe täglich von 1—6 Uhr Stunden) Hals über Kopf schanzen muß. Sie enthält eine Kompilation der Leidensgeschichte Jesu aus allen vier Evangelien mit durchaus lyrischen Betrachtungen, die sich zwischen den langen Rezitativen gewiß gut machen werden. Bachs dramatische Passion war also keineswegs unser Muster, wohl aber seine gottgefällige Kindlichkeit, die man freilich im eigenen Busen tragen muß . . .

*Nr. 11. An Burckhardt.*

Aarau, 17. August 1831.

... Vorgestern hat mich mein herziger Künstlerfreund Xaver Schnyder von Wartensee aus Frankfurt heimgesucht, das war eine namhafte Ueberraschung. Schon vor einem Jahre, da ich ihn in Frankfurt kennen lernte, nahm er mich wie einen Längstbekannten, nicht wie ein Vater oder Mentor, nein, wie ein Bruder auf und erwies mir die herzlichste Teilnahme; jetzt aber, da ich ihm alles zeigen konnte, was er damals nur zu ahnen schien, wurde sein Interesse an mir auch eine persönliche Zuneigung, und so habe ich mich seines unbefangenen Urteils ebensosehr zu erfreuen als seiner Aufmunterung, gerade darin unaufhaltsam fortzuarbeiten, wo ich, gänzlich verkannt und mißverstanden, auch die größte Kraft verspüre: in der unversieglichen, unerschöpflichen Kunst des Kontrapunktes, die unsere alleinige Technik sein und bleiben müsse. Meine nun auch Dir bekannte Passionsmusik, an der er, der große Meister — verzeih mir meine Eitelkeit — eine wahrhafte Freude hatte, nahm er mit sich nach Frankfurt, um sie dort zur Aufführung zu bringen, als ein Werk neueren Stils, das die Trockenheiten der Schneiderschen Musik soll verdrängen helfen. Und von meinem zwölfstimmigen Miserere erbat er sich eine Abschrift für sich und den Frankfurter Cäcilienverein. Du denkst Dir meinen Jubel, solche Stimmen hier zu vernehmen, wo mich im Grunde außer dem herrlichen Bruder kein Mensch als Komponisten kennt, geschweige denn versteht. Künftigen Sonntag fahre ich noch hinauf nach Wartensee, wo ich Schnyders Partitur seiner Oper «Fortunat» und eine große kontrapunktische Sinfonie und ihn selber noch einmal sehen soll, den liebenswürdigsten Mann ...

*Nr. 12. An Burckhardt.*

Aarau, 18. Januar 1833.

... Ich kann nicht umhin, mit beiliegenden Novitäten Dir ein neues Lebenszeichen meiner Muse zu geben.

Sie sind freilich nur ein Hundertteilchen dessen, was ich tausendmal lieber möchte drucken lassen, als immer nur «liederliche» Waren für das sichere Terrain der Verleger. Lieder, wenn sie eine dem wohlgewählten Gedichte entsprechende Wahrheit enthalten und nicht ganz seelenlos sind, finden immer und überall ihre Freunde, und gottseidank namentlich in Süddeutschland täglich mehr, allein für die Motetten, Hymnen, Litaneien, Messen, Kantaten und Oratorien, die zwar hübsch und tröstlich genug wenigstens in meinem Sängerchore leben und Gunst und Dank gewonnen haben, für diese wollen sich noch immer keine Verleger finden. Das kann mich aber niemals bestimmen, ein Feld zu verlassen, auf dem ich mich heimisch und behaglich fühlen gelernt habe... Felix Mendelssohn ist glücklicher, er schreibt in unbezahlbarer Muße die herrlichsten Kirchenwerke, die Berliner Akademie führt ihm alles auf, und wie!, und die Verleger, seine Vettern, nehmen ihm alles ab und verbreiten es so, daß man sich sogar hier in dem philiströsen Aarau daran erbauen und ergötzen kann. Suum cuique, festina lente und andre angenehme Wendungen klingen jetzo sehr tröstlich. Und in der Tat ist es gerade auch kein Hund nicht, einer Sängergemeinde mitunter Sachen aufzutischen, die man nirgend anderwärts vernehmen kann...

*Nr. 13. An Burckhardt.*

19. April 1833.

Wie sehr mich unser Wackernagel vorgestern Abend mit seiner fried- und freudenreichen Erscheinung überrascht hat, da ich ihn weder so früh noch in Aarau zuerst erwarten durfte, denkst Du Dir. Wohl lasse ich ihn nun in Frieden ziehen, da ich den alten und treuen Liebling so nahe weiß. Hoffentlich wird der Verkehr und Umgang mit ihm nicht so selten, wie er sonderbar genug durch die größere Nähe zu werden pflegt, sondern jetzt erst recht lebendig, reich und segensreich. Ihr dürft stolz sein auf

diesen Mann, der im Besitze der köstlichsten Reichtümer so kindlich bescheiden dasteht, ohne Anmaßung aber mit herrlicher Sicherheit und Zuversicht seiner selbst gewiß. Ich hoffe auch für meine künstlerischen Pläne nicht wenig von dieser Nähe und werde, wenn mich nicht andere Gewalten bannen, wohl hin und wieder zu Euch hinüberkommen, um über diese und jene Arbeit, die wir gemeinschaftlich vorhaben, mündlich Rücksprache zu nehmen . . .

*Nr. 14. An Wackernagel.*

Aarau, 20. April 1833.

. . . Ueber unsere projektierten gemeinsamen Arbeiten will ich mich lieber mündlich als schriftlich näher auslassen, wenn Du einmal zu behaglicher Muße gekommen und eingerichtet bist. Auf jedenfall keine Oper vorderhand, weil ich lange genug Narr war, für die Anfüllung meiner Notenspinde zu arbeiten. Also ein Oratorium, und zwar ein neutestamentliches, echt evangelisches, protestantisches. Das Alttestamentliche, obwohl der Reichtum seiner Poesien noch lange nicht erschöpft, ja nicht einmal oder doch selten genug würdig benutzt worden ist, widert mich an. Bringen wir erst einen würdigen, nach allen Seiten hin großartigen und reichen und dabei an sich schon eingänglichen Stoff zusammen, dann wird sich die Form, Gattung und Einteilung ebenso leicht geben, als die Ausführung von meiner Seite, zu der ich mich in der Tat mit ungleich entschiedenerer Vorliebe und Bestimmung hingezogen fühle, als zum schönsten Drama, weil dessen Reformation unmöglich von einem Einzigen ausgehen darf und kann, und wie alle Verbesserung den Glauben einer ganzen Welt, also auch ein Menschenalter, voraussetzt. Und liegt einmal so eine gesegnete, leibgewordene Partitur vor uns, dann soll sie ebenso bald lebendig werden, da mir hier in Aarau nichts, und was die erforderlichen Hilfstruppen betrifft, im Aargau wenigstens nicht viel entgegensteht . . .

*Nr. 15. An Wackernagel.*

Aarau, 11. Dezember 1833.

... Neben so mancher schrecklich trockenen Unterrichtsstunde gibt es doch auch einige freundliche, auf die ich mich ordentlich freuen kann. Dazu wöchentlich ein Singabend, der nicht ohne Freude, und ein diesmal ungewöhnlich zahlreiches, ziemlich wohlbestelltes Orchesterlein, das mindestens bildsam ist, wenn auch noch nicht feinhörig. Und mein lieber Kantonsschülerchor, der nach und nach im strengen Kirchenstil ganz zu Hause, übrigens aber etwas zusammengeschrumpft ist. Und wenigstens ein freier Sonntagmorgen, auf den und dessen Segen man sich schon am Montag wie ein Kind freuen darf, weil in den 72 langen Wochenstunden mancher heitere Gedanke erzeugt wird und bis zum Samstag zur Geburt reift. Ueber alles dieses geht nun die Hauptsache, nämlich daß ich wirklich und einhellig zum öffentlichen Gesanglehrer an den Stadtschulen ernannt worden bin, und somit, nachdem mir Greith aus dem Wege gegangen ist, ein durchaus freies, unbeschränktes Feld freundlicher, auch pädagogischer Tätigkeit gewonnen habe, auf dem ich in gottseliger Stille und freudiger Gewissenhaftigkeit ackern kann. Es ist zwar keine kleine Aufgabe, mit 205 Knaben und Mädchen aus allen Klassen, die man in acht Stunden zu unterrichten hat, umzugehen, allein da ich hoffen darf, selbst des roheren Teils Meister zu werden, und da alle Klassen gleich viel, das heißt nichts gelernt haben, so soll und will ich mir durch einen wiederholten gründlichen Anfang des Unterrichts, zunächst zu eigenem Segen, Gründlichkeit der Elementarwissenschaft befestigen, und dann umso leichter darauf fortbauen. Es ist mir und Emanuel ein entzückender Gedanke, in so unverhofft kurzer Zeit diese freie Aussicht gewonnen zu haben, um unsere Vorarbeiten für Verbesserung der Volks- und Kirchenmusik endlich ungehindert und eben auf dem einzig möglichen Wege, der Schule, fortzusetzen und ins Leben bringen zu

können. Du mußt uns aber auch getreulich unter die Arme greifen, und da ich schon zu eigenem Bedarf noch im Laufe dieses Winters wenigstens ein Heft zweistimmiger Kinderlieder hier herausgeben will ... und Du mir letzthin versprochen hast, mir zu diesem Behufe Kinderliederstoff sammeln zu helfen, so bitte ich Dich sehr, sobald Du kannst, mir Deine Ausbeute mitzuteilen, das heißt nicht abschriftlich, sondern nur anzeigend, wo ich die entdeckten Schätze auch finden kann ...

*Nr. 16. An Wackernagel.*

Aarau, 25. März 1834.

... Ich bin eben jetzt in voller Tätigkeit, am kommenden Karfreitag ein geistliches Vokalkonzert in hiesiger dann eigens erleuchteter Kirche aufzuführen, worin unter anderem auch Sixtinische Passionsgesänge nebst Händelschen Prächtigkeiten hier zum erstenmal zu Gehör gebracht werden. Du denkst, nun der macht sich gerne viel Mühe. Aber nicht also, ich will mich zunächst selber erbauen, zumal da der liebe Gott in dieser Passionszeit wüstes Zeug genug zu hören bekommt ...

*Nr. 17. An Wackernagel.*

Aarau, 26. Juli 1834.

... Du weißt, mit welcher Freudigkeit ich an unsrer Kantate «Jesus der Kinderfreund» gearbeitet hatte, und wie sehr wir uns alle auf die möglichst würdige Aufführung vorbereitet hatten. Da erfuhr ich zu meinem ersten Zorn, daß das Jugendfest schon auf den 11. Juli festgesetzt sei, sodaß ich, um mit dem Ausschreiben der Partitur noch fertig zu werden, Tag und Nacht ochsen, sitzen und schwitzen mußte; zu meinem zweiten Zorn, daß sich der Magistrat alle Orchestermusik der Kosten wegen, sowie überhaupt alle, gewöhnlich viel zu lange, Konzertmusik verbitte, obwohl das Orchester nur aus Liebhabern be-

standen hätte, die bekanntlich gratis und ohne Dank musizieren. Und zu meinem dritten und Hauptzorn wurde ich auch von keinem Hunde, geschweige von einer Behörde, einigermaßen offiziell und anständig eingeladen, wirklich für eine Festmusik zu sorgen. Natürlich war mein Entschluß bald gefaßt, ganz und gar nichts zu machen, Jugendfest Jugendfest sein zu lassen, am Tage des Festes selber möglichst auffallend zu verreisen und den musikalischen Teil dem löblichen Magistrate und den tit. Schulflegeln unbekümmert zu überlassen, zumal da mir alle Freude an neuen Werken schon sattsam vergällt war. In diesem dreifachen Zorn machte ich vorderhand wenigstens einen fünftägigen Abstecher mit der Frau nach Baden. Unterdessen wurde ich wieder etwas modulierter, und auf der Schwester und Emanuels eindringliches Zureden erbarmte ich mich wenigstens der guten Kinderschaar, und entschloß mich, obwohl unaufgefordert, meine Kantate dennoch, aber ohne Instrumente, aufzuführen. So wurde sie denn am 11. Juli wirklich und zwar nicht schlecht aufgeführt... Der charmante Chor sang, von einem Kontrabaß, Violoncell und Flügel unterstützt, kräftig und schön wie immer, mit selbstbewußtem Feuer, und die 150 Kinder ihre zwei eigens zum Ganzen gehörigen Chöre herrlich rein, lebendig und überraschend gut, sodaß mir wenigstens dieses Gelingen ein Ersatz sein konnte für Anerkennung, die man freilich beim Pöbel nie, beim vornehmen Pöbel am allerwenigsten zu suchen hat. Meinen Brugger Freunden aber hat die Komposition so wohl gefallen, daß sie sie mit unserer Hilfe übers Jahr an ihrem Jugendfeste mit allem Glanze aufzuführen versprochen haben... Wie oft habe ich schon mein Los verwünscht, Jahr aus Jahr ein um schnöden Lohn meine lieben guten Ohren für ihren allerhöchsten und allereigensten Genuß abstumpfen zu lernen und meiner himmlischen Muse täglich fremder zu werden. Aber Andere beneiden mich um mein Los, selbst wenn sie nicht solch ein Weib, solch ein Kind, solch eine Familie hätten. Und

für den Segen unseres Wirkens, all unseres Schaffens und Dichtens sind wir selber viel zu kurzsichtig . . .

*Nr. 18. An Wackernagel.*

Aarau, 15. Januar 1836.

. . . Mein Leben erscheint mir immer düsterer und drückt mich immer schwerer, wie der Fluch eigener Torheiten, dem leider nicht zu entrinnen ist. All mein Arbeiten ist segenslos, wo der beste Samen auf Felsengrund fällt. Man schreibt anderwärts, die Steinböcke in der Schweiz seien größtenteils ausgerottet; hier in Aarau finden sich aber noch einige Dutzend von seltener Qualität, weil auch das Klima und der Boden sie zu sichern und behufs ihrer Fortpflanzung sogar zu begünstigen scheinen. Drum treibt es mich mit aller Gewalt über die Grenzen des Vaterlandes, in dem ich mir wie der wildeste Fremdling vorkomme; und geht alles nach unseren Wünschen, so wird der Barmherzige auch unseren Uebergang über den Rhein segnen. Wohin, sag ich Dir erst, wenn ich Gewißheit zu melden habe . . .

*Nr. 19. An Wackernagel.*

Aarau, 28. Juli 1836.

. . . Vorgestern haben wir hier unsere musikalischen Festivitäten unter dem Namen «Jugendfest» mit abspielen geholfen, worüber, nämlich über die acta agenda, niemand froher ist als ich, dem all dies freiwillige angestrengte und unfreiwillige noch anstrengendere Musizieren satt wurde. Dennoch haben wir unter anderem den fünfstimmigen hundertsten Psalm von Händel so aufgeführt, daß wir uns dieser neuen Arbeit nicht zu schämen brauchen. Denn landauf und nieder denkt und wagt sich kein Musikant mehr an diesen Gewaltigen, Herzerschütternden, gegen den sich das jüngere Stümper- und Klimpergesindel ungefähr verhält wie die Kotzebuben alle

gegen Shakespeare. Nun habe ich zwar quasi Ferien, allein — ganze Stöße unvollendeter Arbeiten, die auf Befreiung, und einige, die auf das Gegenteil warten, auf den Druck. Dahin gehören meine zweistimmigen Kinderlieder, zu ersteren aber eine schon seit fünf Jahren auf die Geburtsstunde wartende, also ganz ausgetragene Sinfonie. Ob ich in dieser Gattung etwas vermag, — ich glaube es aus negativen Gründen, wobei mir meine künstlerische Abgeschiedenheit trefflich zustatten kommt. Allein einen ungleich mächtigeren Zug und viel herrlicheren Flug verspüre ich in geistlichen Vokaldingen, wofür Du mir hoffentlich, besonders was die Erfüllung meines Hauptwunsches betrifft, auch noch einmal namhaft unter die Arme greifen wirst. Denke gelegentlich daran, daß ein gutes Oratorium ebenso selten und ergo verdienstlich ist, als ein schönes in musikalischer Hinsicht . . .

## *Anmerkungen.*

*Nr. 1.* Fröhlich schreibt anläßlich der Verlobung Burckhardts. Er selbst hatte im Sommer und Herbst 1828 einen Berliner Bekannten zu einem Aufenthalte in die Priegnitz (Kyritz, Krams, Demerthin) begleitet. Ein Liebeserlebnis aus dieser Zeit endigte zunächst unglücklich, weil das Mädchen durch eine frühere Verlobung gebunden war. Vier Jahre später wurde sie, frei geworden, Fröhlichs Gattin.

Die im Briefe genannten Kompositionen sind: Acht deutsche Kanzonetten für eine Singstimme und Klavier, op. 3, Berlin bei Fr. Laue (Gedichte von Goethe, Wackernagel, Uhland und Tieck); Sechs Wanderlieder von Wilhelm Müller für eine Singstimme und Klavier, und Fünf Lieder von Wilhelm Müller, ebenfalls für eine Singstimme und Klavier, beide Hefte unter der Opuszahl 2 bei Wagenführ in Berlin erschienen; Neun deutsche Lieder von W. H. Wackernagel, op. 5, Berlin bei Bethge; Geistliche Lieder für die Altstimme und Klavier, op. 4, ebenda (enthaltend zwei biblische Psalmen, einen Psalm von Wackernagel und lateinische Kirchengesänge in Uebersetzung von L. A. Follen).

*Nr. 2.* Die Heldenchöre sind die im folgenden Briefe genannten Schweizerlieder.

*Nr. 3.* Die veröffentlichten Kompositionen sind: Schweizer Männerchöre von den Brüdern Abraham Emanuel und Theodor Fröhlich, op. 1, Aarau, bei J. J. Christen; Drei aargauische Volkslieder für eine Singstimme und Klavier, Berlin bei Bethge (Gedichte von W. Wackernagel). — Der Kammersängerin Auguste Türrschmidt

sind die Lieder op. 4 gewidmet. — Die Motette ist nicht erhalten. Mit Felix Mendelssohn-Bartholdy war Fröhlich befreundet, Karl Friedrich Zelter (1758—1832) war Direktor der Berliner Singakademie, Bernhard Klein (1793—1832) war Fröhlichs Lehrer in Berlin gewesen.

Nr. 4. Fröhlichs Bruder ist der Schriftsteller Abraham Emanuel Fröhlich (1796—1865); die Bühnensängerin Anna Milder, damals in Berlin, die erste Darstellerin des Fidelio; Johann Michael Tollmann (1777—1829) Musikdirektor in Basel. — Die Kompositionen Totenfeier, Credo, Psalm 137, Sinfonie, Streichquartette und Klaviersonate sind handschriftlich erhalten.

*Nr. 5.* Fröhlichs Reisegefährten waren zwei Söhne des Berliner Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen (1780—1856), in Dresden schloß sich ihnen an Arnold Escher, später Professor der Geologie in Zürich (1807—1872).

*Nr. 6.* Die Motetten und geistlichen Männerchöre wurden nicht veröffentlicht; die zweite Sinfonie ist nicht erhalten, von der in Dresden komponierten Messe nur der erste Satz.

*Nr. 7.* Albert Schott (1809—1847), Historiker, später Professor in Zürich und Stuttgart. — Zwölf Lieder von Justinus Kerner für eine Singstimme und Klavier wurden als op. 10 bei Bethge in Berlin veröffentlicht, Sechs Lieder für die Altstimme als op. 8 bei Hofmeister in Leipzig. Das Magnificat ist nicht erhalten, dagegen handschriftlich das Stabat Mater und die Schweizerpsalmen.

*Nr. 8.* Michael Traugott Pfeiffer (1771—1849) war 1822—1832 Lehrer an der Kantonsschule in Aarau.

*Nr. 9.* Das Miserere und die Männerchormotette «Gelobet sei Gott» sind handschriftlich erhalten, das Deutsche Credo ist nicht komponiert worden. — Johann Rudolf Ringier (1797—1879) in Lenzburg, Nationalrat, sehr geschätzter Sänger; es handelt sich um das Winterthurer Musikfest der Schweiz. Musikgesellschaft 25. und 26. August 1830, dessen Solisten übrigens mehrheitlich Schweizer waren. — Xaver Schnyder von Wartensee (1786—1868), seit 1817 in Frankfurt ansässig, der bekannte Komponist. — Karl Ferdinand Guhr, Kapellmeister in Frankfurt; Johann Nepomuk Schelble, Leiter des Frankfurter Cäcilienvereins.

*Nr. 10.* Die Weihnachtskantante «Heute klinget jedem Kinde» und die Passionskantate, aufgeführt in Aarau am 1. April 1831, sind handschriftlich erhalten. Ueber die Passionskantate siehe Karl Nef im Schweizerischen Jahrbuch für Musikwissenschaft 6, 1931, S. 124.

*Nr. 15.* Joseph Greith (1798—1869), Musiklehrer in Aarau, 1833 nach St. Gallen berufen, der Komponist des Liedes «Von ferne sei herzlich gegrüßet». — Fröhlichs Kinderlieder blieben unveröffentlicht.

*Nr. 17.* Ueber die Kantate «Jesus der Kinderfreund», die später mehrfach in Brugg aufgeführt wurde, siehe Arnold Geering im Schweizer Musikbuch, Atlantisverlag 1940, S. 109.